

Saul Kripke hielt Januar 1970 an der Princeton University einen mehrteiligen Vortrag mit dem Titel „Naming and Necessity“. In diesem präsentierte er seine kausale Namentheorie als Alternative zu der klassischen Theorie der Eigennamen. Um die Unterschiede zwischen diesen Theorien zu verdeutlichen, stellte er die älteren Ansichten zu diesem Thema ausführlich vor. Im Folgenden möchte ich mich seiner Zusammenfassung der Kennzeichnungstheorie widmen, die Kripke in sechs Thesen gliederte (vgl. Kripke 1981: 85). Ihr zufolge wird die Bedeutung eines Eigennamens durch seine Kennzeichnungen bestimmt, wobei Kennzeichnungen als identifizierende Beschreibungen verstanden werden müssen. Zum Beispiel ist dann „der Lehrer Alexander des Großen“ die Kennzeichnung für „Aristoteles“ (vgl. Kripke 1981: S.40).

These 1 führt wichtige Vokabeln ein: Den Sprecher A, den Bezeichnungsausdruck X, und die Eigenschaftenfamilie  $\phi$ . Sie definiert mit diesen Vokabeln die Kennzeichnungstheorie: Jedem X entspräche ein  $\phi$ , und der Sprecher glaubt und meint das auch.

These 2 erklärt, der Sprecher gehe davon aus, dass er, wenn er bestimmte Eigenschaften kennt und sie mit dem genutzten Namen bedingt, er mit diesem einen individuellen Gegenstand als einzigen herausgreifen kann. Die These verlangt dem Sprecher also die Kompetenz ab, wesentliche Eigenschaften der Dinge, von denen er mittels Namen reden will, zu kennen. Sie sagt sogar, dass er Kennzeichnungen verwenden *will*, die den Gegenstand als einzigen herausgreifen. Dies bestreitet Kripke: Tatsächlich würden die meisten Sprecher, wenn sie beispielsweise Cicero meinen, einfach an einen berühmten römischen Redner denken, ohne zu beanspruchen, es habe nur einen einzigen solchen gegeben, und ohne dass sie noch etwas anderes über Cicero wissen müssen. Sie verwenden also erfolgreich einen Bezeichnungsausdruck, ohne wesentliche Eigenschaften zu kennen oder sie kennen zu wollen. Die Bedingungen, die These 2 der Kennzeichnungstheorie diktiert, diagnostiziert Kripke als nicht immer erfüllbar und somit als falsch (vgl. Kripke 1981: 96-97). Selbst wenn sie einmal zufällig doch erfüllt ist, kann

sie in die Zirkularität führen. Beispielsweise kann es Sprecher geben, die den Namen Einstein ausschließlich mit „derjenige, der die Relativitätstheorie formulierte“ assoziieren und gleichzeitig mit der Relativitätstheorie nichts weiter als „Einsteins Theorie“ verbinden (vgl. Kripke 1981: 97). So greifen sie zwar Einstein als einzigen, auf den diese Beschreibung zutrifft, heraus, doch ihr Verständnis für „Einstein“ und „Relativitätstheorie“ führt in einen Zirkel. Aber wie in einer Zusatzbedingung B der sechs Thesen festgelegt, gilt für die Kennzeichnungstheorie, dass sie nicht zirkulär sein darf, sie zu einer unabhängigen Bestimmung der Referenz führen muss.

These 3 sagt aus, dass die Beschreibung durch  $\phi$  die Identität des Referenten festlegt, also die Identität desjenigen Gegenstands, auf den referiert werden soll. Das kann aber nicht immer zutreffen. Es kann passieren, dass die dem Sprecher bekannten Beschreibungen schlichtweg falsch sind. Damit eine wahre Identität herauszufinden ist nicht möglich. Kripke untermauert diesen Einwand mit einem Beispiel: Lange wurde ein Mann namens Peano für den Begründer der Theorie der natürlichen Zahlen gehalten. Tatsächlich hatte sich dieser in seinen Arbeiten ausdrücklich an Richard Dedekind orientiert, der schon zuvor mit dieser Theorie gearbeitet hatte und vermutlich als Begründer derselben zuzählen ist. Ergo referierten Sprecher seinerzeit, wenn sie den „Begründer der Theorie der natürlichen Zahlen“ meinten, auf Peano, obwohl diese Beschreibung eigentlich auf Dedekind zutrifft. Glaube man These 3, sprachen sie aber mittels des Namens „Peano“ über Dedekind; was absurd ist. Die Sprecher haben nicht mit „Peano“ auf Dedekind referiert, sie hatten einfach eine falsche Vorstellung von Peano und nicht eine richtige von Dedekind (vgl. Kripke 1981: 99-100).

These 4 legt fest, dass, wenn  $\phi$  nicht eindeutig erfüllt ist, der genutzte Name dann nicht referiert und dass er dann auch kein Eigenname ist, als solcher nicht existiert (vgl. Kripke 1981: 79). Auch dies kann nicht sein. Es ist möglich, dass  $\phi$  eine leere Menge liefert. Man kann zum Beispiel davon ausgehen, dass niemand jemals von einem Walfisch verschluckt, geschweige denn, dass er danach wieder lebendig ausgespieden wurde. Genau das wird aber über eine Person namens Jona in der Bibel gesagt. Ebenfalls heißt es, er sei nach Ninive gegangen, um dort zu predigen. Auch das ist unwahrscheinlich. Also beinhaltet  $\phi$  für „Jona“ die leere Menge. Trotzdem wird davon ausgegangen, dass es

einen Mann namens Jona gegeben hat, denn er wird an anderen Stellen in der Bibel erwähnt. Also referiert „Jona“ doch (vgl. Kripke 1981: 102). Das steht im Widerspruch mit der Intension von These 4.

These 5 disponiert, dass Sprecher das, was sie mit einem Namen ausdrücken, a priori wissen; also ohne Rekurs auf Erfahrung als wahr rechtfertigen können. Doch auch hier werden mit dieser Bedingung nicht alle möglichen Fälle abgedeckt. Um das Peano-Beispiel noch einmal heranzuziehen: Wenn ein Sprecher davon ausgeht, dass Peano der Begründer der Theorie der natürlichen Zahlen ist, dann *geht er eben nur davon aus*, weiß es aber nicht a priori. Es kann sich als unwahr herausstellen.

These 6 drückt aus, dass jeder Gegenstand, der durch eine ausschlaggebende Menge von Elementen aus  $\phi$  herausgegriffen wird, im Ideolekt des Sprechers alle mit  $\phi$  etikettierten Eigenschaften notwendig erfüllt. Kripke argumentiert wie folgt dagegen: In seinem intuitiven Verständnis von Notwendigkeit ist es nicht notwendig, dass zum Beispiel Aristoteles irgendeiner seiner bekannten Beschreibungen entsprechen muss, um Aristoteles zu sein. Das schließt aber viele kontrafaktische Gedankengänge völlig aus. Es wäre einem Sprecher nicht möglich, sich mit der Vorstellung, Aristoteles sei in jungen Jahren gestorben, auf Aristoteles zu referieren. Denn alles, was wir von ihm wissen, hat er nicht in jungen Jahren getan (das Verfassen seiner Schriften, das Unterrichten Alexander des Großen, und so weiter). Kripke betont, dass man den Anspruch der notwendigen Wahrheit nicht auf die kennzeichnenden Beschreibungen ausweiten kann. Aber genau das tut These 6.

Kripke wies also die Kennzeichnungstheorie zurück. Es sei nicht der Fall, dass die Referenz eines Namens durch Kennzeichnungen, die der Referent als einziger erfüllt und von denen der Sprecher weiß oder meint, dass sie auf den Referenten zutreffen, bestimmt wird. Denn die Eigenschaften, die der Sprecher für zutreffend hält, müssen den Gegenstand nicht als einzigen herausgreifen. Und selbst wenn, könnte es sein, dass sie nicht einzig auf den Referenten zutreffen, sondern auf etwas anderes oder auf gar nichts (vgl. Kripke 1981: 123). Mit dem Hintergrund der Erkenntnis dieser Probleme der alten Theorie, stellte Kripke dann seine kausale Namentheorie als Alternative vor.